

# Auszug aus dem Roman „Curiepolis – Teil 1: Annika“

Fabian Herrmann

Einer dieser gewittrigen Frühlingstage, falscher Sommer, Luft wie ein nasser warmer Schwamm, schwarze arbeitende polternde Wolkenberge, dazwischen tintenblauer Himmel. Pierre hatte ursprünglich vorgehabt, den ganzen Tag im Wald zu verbringen. Wozu sich durchnässen lassen. Sein Magen knurrte, knurrte schon seit Tagen, die letzte substantielle Malzeit war dieses Kaninchen von vorgestern gewesen, das er südlich von Metz erbeutet hatte. So ein dummer Mümmelmann. Saß verträumt und arglos in den Taubnesseln, als ob er an der Spitze der Nahrungskette stünde. An der Spitze der Nahrungskette stand Pierre, man lernt viel, wenn man sich Jahr für Jahr auf freiem Feld herumtreibt, „dabei hast du doch das Jura-Examen bestanden, mit Auszeichnung!“ – das sagten sie alle, was wußten die schon. In irgendeinem stickigen Büro kleine Steuersünder totknüppeln, während die großen auf ihren Jachten vor Saint Tropez herumkurvten und Kokain vom Hintern lettischer Huren schnoberten, war das ein Dasein? Er hatte das Kaninchen, obwohl es gewiss nie Steuern hinterzogen hatte, mit einem soliden Tannenhholzprügel aus dem Dasein gefegt, es mit Wildkräutern und grünen Bohnen, die er einem schimpfenden Bauern vor der Nase wegstiebitzt hatte, auf einer Waldlichtung – einer phantastischen Lichtung wie Pierre sie mochte: Kein Pfad führte hin, selbst der Förster hatte womöglich keine Ahnung dass es sie gab, umgestürzter Baum, mächtiger Wurzelkrater in der Erde, feine trockene Sandfläche, viel Totholz zum Feuermachen – dort hatte er das Kaninchen über seinem Lagerfeuer geröstet, das war etwas Wunderschönes: man saß auf dem weichen, trockenen Boden inmitten vieler kleiner Grasbüscheln, zwischen denen Sandlaufkäfer huschten, mümmelte den gebratenen Mümmelmann mit Kräutern und Bohnen und beobachtete den Himmel, der stahlblau war. Die Alternative wären ein Schreibtisch und garstige Vorgesetzte und eine schimpfende Ehefrau die immer unattraktiver wurde aber dennoch unermüdlich Kinder nachzuproduzieren gedachte und das surreale Gemenge der Pariser Verwaltungsbürokratie gewesen, und Eltern, die mit ihm ständig unzufrieden waren obwohl er ein vierstelliges Monatsgehalt bezog. Jetzt waren seine Eltern mit ihm auch unzufrieden, aber er merkte das wenigstens nicht. Sofern sie überhaupt an ihn dachten. Bei Monoprix Fertiggerichte, samstags geht man mit der Familie ins Kino und schaut sich den neuesten Amerikanischen Computergrafikfilm an – „jetzt mit noch kürzerer Aufmerksamkeitsspanne: Garantiert keine Einstellung länger als drei Sekunden!“ – am Abend schalten die Kinder auf vollständigen ADHS-Horrortrip (wenig verblüffend berücksichtigt man die Art der Unterhaltung Ernährung), die werte Gattin kreischt und man denkt darüber nach, sich an der Tankstelle eine neue 1.5-Literflasche Likör zu holen: das war die Alternative. Das Kaninchenfleisch war ein wenig zäh, aber angenehm herb und kross. Pierre wusste, wie man erwildertes Wild auf offenem Feuer röstete so dass es gut schmeckte; er wusste auch, dass der gestresste Pariser Verwaltungs-und-Familienpierre, der vielleicht auf einem anderen Planeten oder in einem Paralleluniversum lebte, sich jeden Tag sattessen konnte, sich vermutlich regelmäßig überfraß, um sein psychosomatisches Bauchgrimmen zu übertönen. Der Pariser Pierre war auch glatthäutig, rasiert, frisiert, geschmackvoll angezogen, und, regelmäßige Besuche bei einer Kompanie von Ärzten vorausgesetzt, leidlich gesund. Der Waldpierre, der auf trockenen Sandlichtungen Kaninchenfleisch briet, stank wie ein Ochse – sein letztes Bad hatte er im Lac de Madine genommen, rund vierzig Kilometer südlich – und sein Kinn

zierte ein seltsam geformtes Geschwür, das manchmal juckte. Glattrasiert war er jedoch stets, darauf achtete er. Ein Pierre Leclerc trägt keinen Weihnachtsmannbart, das sähe absurd aus.

Nun lagerte in einem Waldrevier einige Kilometer westliche der Deutschen Grenze, auf einer Hügelkuppe, so dass er, wenn er angestrengt blinzelte, zwischen den Stämmen bis nach Luxemburg spähen zu können glaubte. War das dort vorn, undeutlich in der vor Feuchte und Wärme flirrenden Luft, nicht schon die Mosel, diese halb gedachte halb gesehene dunkle Linie die über Land lief, gefolgt von Bäumen? Vielleicht würde er zum Spaß nach Luxemburg hinüberstreunen, oder sogar einen Abstecher nach Deutschland machen. Deutschland belustigte ihn immer. Wenn es nur nicht so schwül wäre. Schwüles Wetter liebte Pierre Leclerc nicht. Man fühlte sich fast an ein hauptstädtisches Büro erinnert, wenn die Luft stand und warm und klebrig war. In der Wolke über den Baumwipfeln krachte und grollte es. Ein kurzes Pattpattpatt großer Regentropfen pladderte ins Laub, dann zog die Wolke weiter. Sonderbarer Frühlingstag. Solche sonderbaren Tage gab es manchmal, sie waren sogar häufiger als Leute, die die meiste Zeit in geschlossenen Gebäuden zubrachten, glaubten. Aber sonderbar waren sie dennoch. Die schwülen Frühlingsgewittertage, nicht die Leute! Obwohl, letztere auch. Pierre Leclerc lehnte sich zufrieden an den Stamm der Buche, unter der er saß. Buchen sollst du suchen, solche Sprüche waren womöglich reiner Quatsch, irgendwelche Wissenschaftler hatten das wohl ermittelt, dass Buchen nicht seltener von Blitzen getroffen wurden als andere Bäume auch, aber es saß sich hier dennoch recht gut. Das Laub, das frische Frühlingslaub, hielt den Regen einigermaßen fern. Im Tal vor ihm lag eine Ortschaft, eine Doppelortschaft sogar, Bouzonville und Vaudreching, und dahinter sah man, in nordwestlicher Richtung fortlaufend, eine mehrere Kilometer lange Industrieanlage, das Kraftwerk, eines dieser neuen ausländischen Kraftwerke die überall in Frankreich aus der Erde schossen. Feine DampfFedern schwebten über den Hybridkühltürmen, runde Erhebungen im Boden mit topfförmiger Öffnung. Hochspannungsmasten schwangen sich fort in drei Richtungen, eine Leitung nach Westen Richtung Reims, eine nach Norden, die ins luxemburgische Netz einspeiste und die Magnetbahnlinie versorgte, eine nach Süden, Richtung Nancy, Elsaß, Südostfrankreich. Diese Anlagen standen im Ruf enorme Energiemengen zu erzeugen, und nichts dazu zu benötigen außer der Abfälle aus den alten französischen Kernkraftwerken. Manche verfügten auch über Chemiefabriken, Anlagen direkt auf dem Kraftwerksgelände, die Wasserstoff, Ammoniak und andere nützliche Dinge herstellten. Dabei – Pierre hatte die eine oder andere hitzige Diskussion darüber am Rande mitbekommen (denn er bekam alles, was die Menschen so ausheckten und miteinander mitbekakelten, stets nur am Rande mit) – waren diese Kraftwerke gar kein Teil von Frankreich, auf dem Gelände durften Franzosen sich nur mit Sondergenehmigung aufhalten, sie hatten den Status von Botschaften, Energiebotschaften des Staates Curie-etwas, oder wie immer es hieß, dieses neuartige Land im Wasser vor Japan. „Ich möchte wissen, wie sie dort mit Landstreichern verfahren“, sinnierte Pierre vor sich hin. „Vielleicht werfen sie sie in den Ozean. Oder stecken sie in irgendeine Irrenanstalt, um sie umzuerziehen, wie in den Hammer-und-Sichel-Republiken früher. Oder es gibt dort keine Landstreicher. Der Staat ist ja wohl auch nicht sehr groß, wenig Land zum Streichen.“ Er suchte in seiner Jackentasche nach Zigaretten, fand aber keine, nahm stattdessen einen kleinen Schluck aus seiner Wasserflasche, einen zweiten größeren, einen dritten genüsslichen. Schluck um Schluck warmes Wasser, das aus dem Wasserhahn einer Autobahntoilette stammte. Wie sommerlich warm es war, da bekam man Durst. Pierre erhob sich ächzend. „Schauen wir mal, wie es Old Shatterhand geht.“

Old Shatterhand hieß eigentlich Claude Gagne, war Inhaber des billigsten Gasthofs in Bouzonville, man erzählte sich im Dorf er sei früher mal Fremdenlegionär gewesen (was nicht stimmte) und dass sein rechter Arm von einer Gewehrkugel in Afrika abgerissen worden sei (was im wesentlichen stimmte). Claude lebte sehr gut mit seinem einen Arm. Er konnte damit Auto fahren, Boule spielen, Pastice brennen und bei Bedarf einen kräftig gebauten Gegner bewußtlos schlagen. Der Gasthof wurde vorwiegend von seiner Frau geführt, seine Tochter war meist in einer Wolke bis zum Unwohlsein verdichteter Wohlgerüche und unter einer Panzerung von Schminke unterwegs, sie huschte zuweilen im Hintergrund durch den Schankraum und ließ sonst nicht viel von sich sehen, man sagte, sie trage nicht unerheblich zum Haushaltsgeld bei; der Sohn dagegen lümmelte fast tagtäglich mit einigen Freunden und Bierflaschen und Kleinkrafträdern an einem der Tische auf dem Vorplatz herum. Er war auffallend dürr, trug eine hautenge schwarze Ledermontur und konnte überraschend gut singen (was er jedoch nicht oft tat). Der Gasthof hieß Le Moineau.

„Du stinkst wie ein Wiedehopf!“, begrüßte Old Shatterhand seinen – er hätte gezögert, „Freund“ zu sagen – alten Bekannten Pierre. Er stand hinter der Theke und versuchte, geschäftig auszusehen, indem er Gläser langsam von der Abtropffläche ins Spülbecken und wieder zurück stellte. Der Schankraum war völlig leer, bis auf einen schattenhaften Säufer, der täglich herkam um Alkohol und Zigaretten zu kaufen und sein Glück mit einem Sportwettschein zu versuchen. Der Säufer trug ein sehr feines Flanelljackett, er war noch nie in einem anderen Kleidungsstück gesehen worden. Aus einem unsichtbaren Radio dudelte „Klassik light“, auf ihre eingängigsten Harmonien reduzierte Musikstücke von Mozart und Bach, mit einem langsamen elektronischen Beat unterlegt. Pierre legte seine Hände auf die Theke. „Gib mir mal ein Gläschen Starken, du weißt schon. Wie geht’s der Gattin?“ „Ganz furchtbar, wenn sie dich Waldstinkt hier sieht! Geh in den Schuppen, da liegt der Gartenschlauch und Kernseife.“ „Eine deiner feinen Luxushotelduschen willst du mir nicht anbieten?“ „Denkst du, ich will tagelang Ehekrach haben? Marsch in den Schuppen, komm zurück wenn man dich von einem Stück Waldboden unterscheiden kann.“ Pierre knurrte, verzog sich aber gehorsam in Richtung Schuppen. Der Säufer sah ihm hinterher. „Isses n Freund von dia, hä?“ grunzte er schließlich, Old Shatterhand herausfordernd anblickend. „Ein Freund von deiner Urgroßmutter!“ blaffte dieser. Etwas ruhiger: „Sagen wir, ein Weggefährte. Ja, das ist das Wort. Weggefährte.“ „Weegefähä! Des gefällt mir. Des is guut. Weefähä. Jaja. Des maag ich.“ „Halt die Klappe!“, rief Old Shatterhand drohend, „sonst kannst du deine Sozialhilfe woanders in Fusel umwandeln!“ „Scho guut.“

Zehn Minuten später erschien Pierre, mit struppigem aber vor Nässe glänzendem Haar und vom kalten Wasser gerötetem Gesicht, Old Shatterhand blickte ihn wohlwollender an. „Setz dich schon mal auf die Terrasse“ – der Le Moineau hatte keine Terrasse, er meinte den windigen Vorplatz vor dem Eingang, auf dem einige Plastiktische mit Schirmen und Schalensitze aufgestellt waren – „ich bin gleich bei dir.“ Er polterte in den Keller hinunter. Pierre ging nach draußen, schnupperte in den Wind, der in unregelmäßigen Böen die Hauptstraße hinunterfegte. Im Westen stand, wuchtig und blumenkohlförmig, ein Gewitteramboß, strahlend weiß und leicht zu Cirren ausfasernd oben, grauschwarz an der Unterseite, wo Wetterleuchten flackerte. Ein Windstoß trieb eine Monoprix-Einkaufstüte auf die „Terrasse“, Pierre gab ihr einen empörten Tritt. An zweien der Tische lümmelte Old Shatterhands Sohn, dessen Namen Pierre nie behalten konnte, mit einem Trüppchen seiner Kumpane. Die Jugendlichen – Pierre kamen sie wie Jugendliche vor obwohl sie größtenteils

über zwanzig waren – rauchten und schwiegen und warfen dann und wann mäßig interessierte Blicke auf den Schirm eines kleinen Laptops, den sie auf einem der Tische aufgestellt hatten, auf dem irgendein amerikanischer Actionfilm ablief. Die Tonspur schepperte aus dem eingebauten Lautsprecher, hysterisch wummernde Synthesizermusik – die, wenn man sie, wie von den Produzenten beabsichtigt, aus Kinolautsprechern oder starken Boxen gehört hätte, mittels rhythmischer Infraschallschläge die Primäremotionen auf „Kampf oder Flucht“ geschaltet hätte – gemischt mit Handfeuerwaffenschüssen, die sich wie Artilleriesalven anhörten und endlosen Schnellfeuerserien, die Magazine von der Größe eines Lastwagens erfordert hätten. Soeben wurde ein Panzer durch die Luft geschleudert, geriet dabei in Brand, kollidierte mit einem Düsenflugzeug das im Tiefflug angefegt kam, was einen Feuerball hervorrief, der mehrere Häuserblocks einhüllte und eine Kette kleinerer Explosionen auslöste die auf einen Staudamm zuraste, auf dessen Dammkrone die Heldin, die ein nasses T-Shirt anhatte aber dennoch das Flair einer braven Tochter des mittleren Westens ausstrahlte, Hunderte von Gegnern zur Strecke brachte, indem sie mit zwei Maschinengewehren Kaliber .50, in jeder Hand eines, wild um sich feuerte. „Haut ab!“ schrie nun Old Shatterhand, der in der Tür erschien, mit einer riesigen Flasche voller Pastiche und zwei Gläsern in der Hand, „fort mit euch! Geht woanders euren Müll anschauen. Ich werde hier mit meinem Freund [jetzt hat er doch „Freund“ gesagt!] ein Gläschen trinken, an aller Ruhe, wie unter Erwachsenen üblich. Ich will euch Rotzlümmel hier vorläufig nicht sehen.“ Im Schneckentempo erhoben sich die jungen Männer und schlurften widerwillig von dannen, wobei einer von ihnen, dem Aussehen nach ein Araber, den Laptop, auf dem der Film weiterlief, wie eine Monstranz voraus trug. Der Sohn winkte im Vorbeigehen Old Shatterhand zu: „Bis bald, Papa!“ „Hoffentlich nicht zu bald, du Nichtsnutz!“ brummte dieser, überwandt sich aber dennoch zu einem Lächeln. Die zwei setzten sich an einen der nun freien Tische. Old Shatterhand goß schwungvoll Pastiche ein. „Sauf und tu dich gütlich, du Waldmensch!“ Pierre tat einen vorsichtigen Schluck. „Humpf, verdammt stark. Hoffentlich schnappen die dich nicht irgendwann.“ „Ach, denen ist doch egal, was ich in meinem Keller mache. Das sind so quasi chemische Experimente. Die Gendarmen haben auch kein Interesse daran, mich einzubuchten, weil ich ihnen indirekt helfe. Sie wissen, wenn sie einen Schurken suchen, dass sie ihn mit neunzigprozentiger Wahrscheinlichkeit im Dunstkreis meiner Kaschemme antreffen. Praktisch für sie und mich.“ Er nahm einen tiefen Schluck Pastiche. „Ei, in der Tat, sehr stark. Wie behandelt dich die Welt, mein Bester?“ „Es ist Frühling, es wird warm, das freut das Vagabundenherz. Über Winter war ich in Italien drüben, im Dunstkreis für so einer Touristenkolonie. Lauter Russen da, junge reiche Dinger, lassen die Sau raus. Bin da so einem drolligen Kerl begegnet, Vagant auch er, aus Deutschland. Lebt nach dem Grundsatz nie irgendwo komplett dazuzugehören, das tue ich ja auch, aber er treibt es einen Schritt weiter, er übernachtet prinzipiell nur exakt auf Gemeindegrenzen, so dass er zur Hälfte drin, zur Hälfte draußen ist. Verrückt. Aber konsequent. Jetzt bin ich wieder im Lande und genieße Sonnenschein und Regen.“ „Den Regen auch?“ „Ja, Frühlingsregen duftet wunderbar. Hat nur den Nachteil dass man nass wird.“ „Wenn du dir mal eine permanente Bleibe suchen würdest, könntest du am Regen schnuppern ohne nass zu werden.“ „Ich habe eine permanente Bleibe“ – Pierre machte mit den Armen eine umfassende Geste – „das ist dieser alte Kontinent. Die Erdkruste ist mein Fußboden.“ „Und der Himmel ein löchriges Dach, ich verstehe schon.“ Pierre schüttelte den Kopf. Er hatte das Gefühl, dass Claude respektive Old Shatterhand ihn nie zur Gänze verstand. „Was macht denn deine Familie so?“ „Meine Familie, höhö. Den gleichen Unfug wie immer. Lucien, meinen Jüngsten, hast du ja gerade gesehen. Gammelt mit seinen fragwürdigen Kompagnons herum und brütet über Plänen, wie er schnell reich werden

kann.“ „Vielleicht glückt ja einer der Pläne.“ „Wenn jemand intelligentes ihn ausführen würde, vielleicht. Aber Lucien muss sich bereits geistig anstrengen um morgens aufzustehen und seine Socken anzuziehen. Mein Töchterchen, die Patrice, die ist nicht dumm, nur, naja, sagen wir: planlos. Die hätte eigentlich die Voraussetzungen um zu studieren oder sonstwas sinnvolles zu treiben. Aber sie... naja, sagen wir, sie verdient ihr Geld lieber hier im Dreh. Meint, das sei einträglicher als ein Studium, das einen nur in ein stickiges Büro bringt.“ „Das kann ich irgendwie nachvollziehen.“ Claude drohte seinem Weggefährten mit dem Finger. „Wenn du der das sagst, versetze ich dir einen Hieb, dass du bis Grenoble wegfliegst. Aber wie dem auch sei... meine Angetraute schmeißt hier die Kaschemme und beschwert sich, ich würde keinen Finger rühren.“ Er seufzte. „Irgendwo hat sie ja damit recht, ich bin eben nicht so das Arbeitstier. Aber es war immerhin meine Idee, den Laden zu eröffnen! Sollte doch auch etwas gelten. Und dann handle ich ja noch mit Alteisen nebenher.“ Pierre lehrte sein Glas. Der scharfe Selbstgebrannte erwärmte ihn innerlich wie ein winziger Vulkanausbruch. „Hast du irgendwas zu essen da? Ich habe seit einigen Tagen nichts solides zwischen die Zähne gekriegt.“ „Wie ich sagte, wenn du dich sesshaft niederlassen und regulär arbeiten würdest... egal, du wärst nicht du wenn du auf vernünftige Ratschläge hören würdest. Man muss dich irgendwie mögen, so wie du bist.“ Er gab seinem Weggefährten einen Klapps auf den Bauch (der Alkohol tut seine Wirkung!). „Ich schaue mal, was wir dahaben.“ Während Claude im Gasthof verschwand um nach Essbarem zu suchen, betrachtete Pierre den Straßenverkehr. Für ein Provinznest wie Bouzonville waren ungewöhnlich viele Fahrzeuge unterwegs. Vielleicht lag das an dieser Energiebasis. Ein maßlos frasierter Möchtegernsportwagen dröhnte vorbei, aus den offenen Fenstern hämmerte arabischer Gangsta Rap. Wenig später folgten ein Tiefkühl-Lieferwagen, zwei Gendarmen auf ihren Motorrädern und ein Reisebus. Pierre betrachtete den Reisebus genauer. Auf seinen Seiten stand ein ausländischer, wohl ein deutscher Firmenname – „Heckenhofer Luxus-Touren“ – ebenso wie der Länderaufkleber auf dem Rückfenster ein „D“ zeigte. Soso, den Deutschen gefällt's wohl bei uns. Claude kam zurück mit zwei Tellern und einem Topf, in dem es noch leicht köchelte. „Etwas Chili con Carne, gerade warmgemacht. Es sollte taugen um das Loch in deinem Landstreicherbauch zu stopfen!“ „Gerade ist ein deutscher Reisebus vorbeigefahren. Da, schau: Noch einer!“ „Und dahinten kommen weitere! Das ist ein ganzer Konvoi.“ Pierre kniff die Augen zusammen: „Die kommen mir nicht wie Touristen vor, die, die da drinsitzen. Schau mal genau hin. Die haben irgendwelches Zeug dabei. Transparente oder sowas. Und einige sind drollig kostümiert. Das sind so, so Aktivisten oder so ähnlich.“ „Wollen die Deutschen wieder bei uns einfallen? Diesmal hauen wir sie alleine raus, ohne Amerikaner und Briten.“ „Ja, das ist heutzutage leicht. Die Deutschen sind durch den Wind. Die haben Angst vor allem möglichen, zum Beispiel vor Radioaktivität. Wir bräuchten nur >Vorsicht Plutonium!< auf eine Tonne zu schreiben und damit auf sie zuzurennen, die würden quietschend vor Angst auseinanderstieben.“ „Schau, da vorne an der Kreuzung. Sie sind stehengeblieben, die Busse meine ich, können nicht weiter. Die Gendarmen versperren ihnen den Weg. Sie wollen nach links abbiegen, da geht es zu der Energiebotschaft. Da kommen sie nur bis zur Sperre.“ Pierre sah Claude aufmerksam an: „Man kann nicht in die Nähe?“ „Nein, das Gelände ist völlig abgeriegelt. Ist ja auch kein französisches Staatsgebiet mehr. Drumrum in weitem Abstand ein Erdwall, dann eine Mauer, Stacheldraht undsoweiter. Eben so ein Hochsicherheitsdingens. Ich war mal in der Nähe, habe einen Spaziergang gemacht – neugierdehalber. Wollte mal schauen wie es aus der Nähe aussieht. Bis zu dem Erdwall bin ich gekommen. Dann kam ein Fräulein.“ „Was für ein Fräulein?“ „Ein Mädels, vielleicht achtzehn oder Anfang zwanzig oder so. Die hatte eine Uniform an, eine Uniform von...

denen, also diesen Leuten, die das betreiben, aus diesem fernen Inselreich oder was es ist. War aber sehr freundlich. Aber auch bewaffnet, mit einem seltsamen Gewehr, hatte sowas wie 'ne Linse vorne von die Mündung sein müsste.“ „Vielleicht war es eine Kamera?“ „Nein, ganz klar eine Waffe, ich erkenn eine Waffe, ich war beim Militär. Das Mädels hat gesagt, ich dürfte nicht näher herangehen. Die Drohnen hätten mich gesehen.“ „Bienen?“ „Nein, kennst du das nicht? Drohnen, das sind kleine Roboter, die fliegen in der Luft. Die passen da auf die Anlage auf.“ „Habt ihr euch dann noch nett unterhalten?“ „Naja, nicht wirklich. Oder doch, so ein wenig... Sie hat gesagt, ich könnte an einer Besuchertour teilnehmen, ich müsste mich zwei Wochen vorher anmelden. Da könne man das Kraftwerk besichtigen.“ „Und, hast du's getan?“ „Äh, nee, bis jetzt nicht. Könnte ich eigentlich mal, ist sicher interessant. Und dieses Mädels, das Fräulein, war hübsch. Aber sehr seltsam, sie sah seltsam aus.“ „In welcher Weise?“ „Eigentümlich geschnittenes Gesicht, sehr zierlich, wirkte aber nicht schwach, im Gegenteil. Ich hatte beinahe das Gefühl, wenn die gewollt hätte, hätte sie den Boden mit mir aufwischen können. Hat sie aber nicht getan, war sehr höflich. Und hübsch. Aber fremdartig. Sehr... sehr intensive Augen, gewissermaßen.“ Pierre nickte bedächtig. „Ja, intensive Frauenaugen sind etwas Großartiges.“ Er stemmte sich einige Zentimeter in seinem Schalensitz hoch. „Da hinten, an der Kreuzung... sieht so aus als ob da gleich die Fetzen fliegen.“ „Tatsächlich? Die haben sich in den Haaren?“ „Ja, diese Busreisenden und die Gendarmen. Die Gendarmen wollen sie wohl nicht weiterlassen, da freuen die sich ganz und gar nicht.“ „Scheint, du hast recht. Warte mal... LUCIEN!!!“ brüllte Old Shatterhand sehr oldshatterhandhaft. „Wo bist du, du Trottel?“ Der Sohn kam nach einigen Momenten angeschlurft. Er und seine Kumpane hatten sich einige Meter weiter auf die Kellertreppe gesetzt. „Bei euch weiß man, dass ihr nie weit seid, weil ihr zu faul seid um mehr als drei Schritte zu laufen. Jetzt hör zu. Mach dich zur Abwechslung nützlich. Spring auf dein flottes Knatterapeng und fahr zur Kreuzung da hinten. Schau dich um, hör dich um, und dann komm pronto hierher wieder zurück und erzähl uns, was dort vor sich geht.“ „Okay, Papa“, murmelte Lucien zerstreut. Wenig später fuhr er auf seinem „Knatterapeng“, einem alten Mofa das gefühlt alle zehn Sekunden fehlzündete, in Richtung der Kreuzung davon.

„Ich hoffe ihm passiert nichts“, bemerkte Pierre. „Da beginnt's zu brodeln... immer mehr Polizeifahrzeuge. Wenn ich es richtig sehe, streitet sich der Gendarmeriechef gerade mit einem von den Deutschen, vielleicht ihr Anführer oder so. Die Reisebusse blockieren die ganze Straße.“ „Dem Lucien? Dem passiert schon nichts, der mogelt sich überall durch... oder vielmehr, er döst sich überall durch, das heißt, du weißt doch, jeder Mensch hat eine Art Überlebensprinzip, eine Grundhaltung, die ihm hilft, auf der Welt zu existieren (hätte er die nicht würde er nicht lange existieren!). Dein Überlebensprinzip ist, dich von allem fernzuhalten. Du lebst in der offenen Landschaft, klaust, schmaust, fuchst und luchst dich von einem Dorf zum nächsten und schläfst auf Heuhaufen, unter Gebüsch wenn der dritte Weltkrieg ausbräche wüsstest du es frühesten zwei Monate später. Mein Überlebensprinzip ist, ah naja, sagen wir mal: Das Nachgeben. Ich gebe meiner Frau nach. Ich gebe Lucien nach und lasse ihn tun und lassen was er will (wenn er denn überhaupt etwas tut), auch wenn ich ihn ständig anschreie. Ebenso mit meiner Tochter – ich gebe nach nach nach. Luciens Überlebensprinzip ist die Trägheit. Er schlurft von da nach dort, gammelt herum, linst gelangweilt in den Tag und wird deshalb kaum von jemandem beachtet. Er könnte mitten auf einem Schlachtfeld stehen, alle Kugeln, alle Granaten würden ihn verfehlen, denn wie könnten sie jemanden treffen, der so passiv ist, dass er beinahe nicht vorhanden ist?“ „Und was ist das Überlebensprinzip deiner Frau?“ „Was weiß ich. Wahrscheinlich das

Schimpfen. Das Gewitter kommt hierher.“ Der Wolkenamboß kam langsam vor dem Westwind herangefahren. Seine Unterseite hatte sich zu einem bedrohlich Wall von Graubläue aufgetürmt, in dem es flackerte, rumorte, grollte. Mit Pitsch und Patsch fielen die ersten Tropfen, silberne große Wassereier, auf den Plastiktisch. Claude nickte Pierre zu. „Nimm den Teller, wir gehen rein. Gleich schüttet's aus Eimern.“ Ein weißvioletter Blitz, schweflig gleißende Schlange, loderte über den Himmel, Pierre raffte Teller und Besteck zusammen (das Chili con Carne lag schwer und warm und wohltuend in seinem Magen), begann die Sekunden zu zählen: Bei fünf krachte der Donner schrill und dröhnend wie zerbrechendes Glas, bei sieben erreichten sie die Schwelle des Gasthofs, bei neun brauste die erste Regenwand nieder, sprühende stäubende hellgraue Wasserschwaden, die den Boden mit feiner Gischt überzogen. Pierre stellte seinen Teller auf die Theke, Claude schaltete das Radio ab. „Dieses verflixte Gedudel.“ Sie setzten sich in der Nähe eines Fensters an einen Tisch. Pierre: „Vielleicht wirkt der Regen ja besänftigend auf die Gemüter da drüben.“ Claude: „Oder er heizt den Streit richtig an.“ Pierre: „Das werden wir gleich erfahren, da kommt dein Sohn.“ Lucien kam, in vor Nässe quietschender Lederkleidung, in den Schankraum gewatschelt. Die beiden Männer sahen ihn erwartungsvoll an. Claude: „Und?“

Lucien räusperte sich. „Krieg ich ein Stieleis?“ fragte er im Tonfall eines Siebenjährigen. Claude zuckte die Schultern. „Wenn du willst, nimm dir eines aus der Kühltruhe. Klecker nicht.“ Kurz darauf setzte der Sohn sich zu ihnen an den Tisch, einen gelben Zitroneneislutscher mit schmatzender Begeisterung ableckend. Pierre: „Schieß endlich los.“

Lucien: „Es war so... folgendermaßen... ich komme die Straße herunter, auf meinem Mofa angebrummt, alles voller Reisebusse, Polizei außenherum, mit Streifenwagen, Motorrädern, Schutzleuten. Sieben Reisebusse im Ganzen, ein ganz schöner Trupp. Deutsche. Einige sind schon ausgestiegen, haben auf der Straße herumgestanden. Manche in ulkigen Kostümen, weiße Umhänge, die sollten wohl so Schutzanzüge darstellen, Masken mit dieser Radioaktivitätswindmühle oder wie man's nennt vorne drauf, Gasmaskendinger, Skelett-Kostüme, wie Karneval. Manche hatten Transparente dabei, die waren auf Deutsch, konnte ich nicht lesen, manche auch auf Englisch, >No Nukes<, >Atom is Death<, >Freedom for Energy, shut down Nukes<, solche Sachen. Einige haben sich ausgerechnet vor den Tabac gestellt und auf solche gelben Fässer getrommelt, ein Irrsinnsradau. Dann kam natürlich der alte Bruno raus, der Besitzer von dem Laden und hat gebrüllt wie 'ne gesengte Sau, es sei eine Schande, sie sollen abhauen, was sie hier wollen, er haut sie gleich zusammen, undsoweiter. Aber er hat natürlich auf Französisch geschrien, das haben sie nicht verstanden. Naja, dass er sauer war haben sie wohl verstanden, da sind sie einige Meter weiter gegangen und haben wieder angefangen zu trommeln. Und dann war schon die Polizei überall. Der Chef von den Deutschen – also mit schien dass es der Chef war – ist aus einem der Busse rausgekommen, so ein untersetzter Kerl mit Beinahe-Glatze und Beinen, die irgendwie viel zu weit auseinanderstanden. Ich kam mir vor wie in einem alten Western oder so, der Kerl trabt breitbeinig wie ein Cowboy nach vorne, zum Polizeichef, der mit einem der Busfahrer redet. Und fängt an zu zetern, erst auf Deutsch – der Polizeichef hat schon nach einem Übersetzer gefragt – dann auf Englisch, das hat der Polizist verstanden, mehr oder weniger. >We have the right to protest against inhuman technologies<, hat der dicke Deutsche gerufen, und: >We act upon our civil right to resist fascist policies< und: >Nuclear power is a crime against our children< und noch allerlei anderes. Der Polizeichef hat ihm ganz ruhig erklärt, dass sie demonstrieren dürfen aber das vorher anmelden müssen,

und dass sie nicht an das Kraftwerk, die Energiebotschaft heran dürfen, das sei Sperrgebiet und eine politische Sonderzone oder so. Da hat der Deutsche sich aufgebracht umgedreht und seinen Leuten irgendetwas zugeschrieen, und mit mehreren von denen lauthals gestritten. Ich hab die Madame Beaumont, die Lehrerin, gefragt – die kann ja Deutsch – um was es geht. Sie hat gesagt, es ist kaum etwas klares zu verstehen, aber anscheinend hat der, der bei denen alles vorbereiten sollte, vergessen, die Demonstration anzumelden bei den französischen Behörden. Der Dicke war deshalb außer sich. Er war puterrot im Gesicht, wie eine Tomate. Dann gab es Streit zwischen dem, der die Anmeldung hätte übernehmen sollen und seiner Frau, die auf der Seite des Dicken stand. Das war so ein schüchterner Mann, hat mir irgendwie leid getan... seine Frau hat gekeift und der Dicke hat gezetert und er hat gesagt – das hat Madame Beaumont verstanden – er hätte nie etwas von Anmelden gehört, er habe gedacht, das mache der Dicke selbst. Der ist noch wütender geworden, vermutlich, weil der andere recht hatte und er vergessen hat, es ihm zu sagen. Inzwischen sind einige von den Deutschen, die mit den gelben Trommelfässern und Transparenten, auf eigene Faust vorgedrungen, sie wollten wohl zu Fuß zum Energiepark gehen, aber die Gedarmen haben ihnen den Weg versperrt, es gab ein Gerangel, die Deutsche haben irgendwelche Sprüche skandiert und getrommelt und ihre Transparente geschwenkt, sie haben versucht, die Polizisten beiseite zu schieben. Der Polizeichef hat wie verrückt in sein Funkgerät gequasselt, er wollte wohl Verstärkung anfordern. Auf der Hauptstraße gab's inzwischen ein tolles Verkehrschaos, weil die Busse und die Deutschen alles blockiert haben. Zwischendrin der dicke Anführer, hin und her ist er gehüpft und hat aus Leibeskräften gebrüllt und gezetert und ist irgendwie vor den Tabac geraten, genau in Reichweite des alten Bruno. Der hat sich auf den dicken Deutschen gestürzt, hat gerufen: >Mein Vater hat euch's schon mal gezeigt, bei der Resistance fünf Wehrmachtsoffiziere weggeblasen, ich bin auch nicht von Pappel!< und schon flogen die Fetzen. Einige jüngere wollten dem Dicken zur Hilfe eilen, die Polizisten rückten vor um dazwischenzugehen, die Trommler verursachten einen übelsten Radau, es war heftig... ich habe mich ins Postamt in Sicherheit gebracht, dann ging auch schon das Gewitter los. Hat den Gedarmen wohl den Wasserwerfer erspart.“ „Und zum Schluß fiel auch noch einer der Busse um“, sagte eine müde akzentgefärbte Stimme. Pierre, Claude und Lucien blickten auf. In der Schankstube stand ein relativ kleiner, grauhaariger Mann, der sich ein Taschentuch auf die blutige Nase drückte. „Oh, Sie sind das!“, sagte Lucien, „wisst ihr, dass ist der, auf dem der Dicke rumgehackt hat.“ „Haben Sie eventuell Eis? Meine Nase. Paul Palmstroem heiße ich übrigens. Ich darf mich hier kurz hinsetzen, bitte?“ „Wenn Sie wollen“, brummte Claude. „Claude Gagne mein Name. Lucien, hol ihm Eis, aus der Küche. Bischen dalli.“ Lucien schlurfte davon, kam mit einer Krokanteiswaffel wieder. Claude fasste sich an den Kopf. „Du Cretin! Er hat doch nicht solches Eis gemeint!“ Paul Palmstroem winkte ab. „Das passt schon, das ist sehr gute. Merci.“ Er drückte die Eiswaffel in ihrer Verpackung gegen seine Nase. „Setzen Sie sich, hier, bitte!“ Claude schob ihm einen Stuhl hin. „Warten Sie... ein Gläschen Pastice, da beruhigt die Nerven.“ Er stellte in großes Glas vor Paul Palmstroem hin. „Dann erzählen Sie doch mal, das interessiert mich... wie kann denn ein Bus umfallen, einfach so?“

„Einfach so nicht.“ Paul Palmstroems Akzent und seine verschlossene Nase machten es schwierig, ihn zu verstehen. „Es war ein Riesenkrawall, hat Ihr Sohn wohl schon erzählt.“ „In der Tat.“ „Die Polizei wollte die Demonstranten zurückscheuchen, da kamen einige von denen, irgendwelche Hitzköpfe, auf den Einfall, eine Straßensperre zu errichten, sie haben sich mit den Schultern gegen den vordersten Bus gestemmt, ohne zu bedenken, dass da noch Leute sowie der Busfahrer drin saßen! Der Busfahrer konnte noch rausspringen und hat



gebrüllt: »Seid ihr wahnsinnig?«, da kippte der Bus bereits und krachte auf die Straße, drinnen sind wohl alle durcheinandergewirbelt worden, ich hoffe niemand ernstlich verletzt... Über allem der Regen, der Wolkenbruch – oh, es wird bereits schwächer, da kommt die Sonne durch – meine Frau und Herr Heßling, das ist der Organisator, haben sich mit irgendwelchen Leuten gezankt und ich bin geflüchtet, ich hab einen Ellenbogen abbekommen, wie Sie sehen können... es ist doch recht, wenn ich mich hier in Ihrer Kneipe einen Moment erhole?“ „Jaja, völlig recht... ich fürchte, meine Kaschemme macht nicht viel her“, sagte Claude, mit einem Mal sehr verlegen. „Trinken Sie doch meinen Pastice, gut für die Nerven. Vielleicht eine Zigarette?“ „Danke, ich rauche eigentlich gar nicht mehr... meine Frau würde einen hysterischen Anfall bekommen, aber dennoch... dankeschön. Ich muss mich beruhigen. Das war einfach alles zuviel.“ „Es kommt mir so vor“, bemerkte Pierre, „dass Sie mit der ganzen Angelegenheit nicht wirklich viel am Hut haben.“ „Das ist richtig, es ist ein Riesenunsinn. Aber ich wurde da reingedrängt...“ Claude: „...von Ihrer Frau, richtig?“ „Ja, woher wissen Sie das?“ „So eine Intuition.“ „Es stimmt, meine Frau will dass ich politische Karriere mache, und dazu soll ich mich an diesen Ronny Heßling, den dicken Glatzkopf, ranschleimen, und Ronny Heßling ist ganz wild darauf ständig gegen irgendetwas vorzugehen, mal gegen Asylbewerberheime, erst gestern wollte er... es kam zum Glück anders, das Heim wurde in eine andere Stadt verlegt, mir schien allerdings, Heßling war direkt unglücklich, dass er nicht dagegen protestieren konnte... mal gegen Atomkraft, er hat angeblich schon Anfang Zweitausender ständig dagegen protestiert, und nach 2011, als dieses Fukushima-Dingens war, noch mehr – seit 22 gibt es in Deutschland keine Atomkraft mehr, deshalb muß er auf andere Länder ausweichen. Das die Curiepolitaner hier ihre Energiestationen einrichten schien ihm wohl eine ideale Gelegenheit zu sein, nochmal auf die Pauke zu hauen. Ist aber heute gründlich schief gegangen. Er wollte dass ich die Reisebusse bestelle, habe ich ja auch getan (sonst hätte Wilma, das ist meine Frau, mir die Hölle heiß gemacht). Das ich auch irgendwie mit den französischen Behörden hätte telefonieren sollen hat mir nie jemand gesagt. Ich dachte, das übernimmt er selbst, er hat vergessen, es mir zu sagen oder gedacht, ich denke von alleine dran oder was weiß ich was in seinem dicken Kopf so vor sich geht. Jedenfalls bin ich froh, dass meine Kinder nicht dabei waren.“ „Die hatten wohl keine Lust?“ „Die Jüngste ja, die hat sich einfach in ihrem Zimmer eingeschlossen und geweigert. Hat gesagt, sie arbeite an einem Forschungsprojekt für die Schule. Die beiden älteren – der Knabe hat irgendwas von einer Bitcoinkonferenz in Mannheim erzählt, zu der er unbedingt fahren müsse, meine Frau hat es ihm eisern verboten, er ist aber einfach frühmorgens, als wir noch schliefen, heimlich still und leise aus dem Haus gegangen, Zettel auf den Küchentisch: >Macht euren Scheiß alleine, ich bin in Mannheim!<; das Mädchen, meine Älteste, die arbeitet jetzt quasi vierundzwanzig Stunden pro Tag – sie will demnächst in Bremen für eine Fernsehrolle vorsprechen und dazu ist es anscheinend erforderlich, in einem Luxushotel abzusteigen, und ein Designerkostüm zu tragen, dafür hat sie jetzt einen dritten Nebenjob, den sie spätnachts macht, ich glaube, sie versendet Werbe-E-mails oder so. Ich habe sie gefragt, wann sie denn dann für's Abitur lernt (denn sie ist schonmal durchgefallen), sie meinte bloß: >Wozu Abitur wenn ich im TV groß rauskomme?< und der Schulstoff sei doch sowieso nicht arbeitsmarktrelevant. Wenn sie meint... sie war also auch verhindert. Blieben nur ich und meine Frau. Dabei hasse ich Busreisen. In Bussen ist es entweder zu heiß oder zu kalt, und stickig, und der Fahrer hört irgendwelche nervtötenden Radiosendungen, man bekommt Krämpfe in den Beinen und das Klo ist zu eng und außerdem meistens defekt, von der Bewegung wird mir schlecht, und, ach...“ „Na, jetzt sind sie in meiner Kaschemme, dem Le Moineau“, sagte Claude begütigend, „da kann Ihnen keiner was anhaben. Trinken Sie,

trinken Sie Pastice, nur zu. Gut für die Nerven.“ Paul Palmstroem nahm einen nachdenklichen Zug. „Recht stark... aber es tut wohl, vielen Dank!“ Er wickelte zerstreut die Eiswaffel aus und begann an ihr zu knabbern. Draußen glänzte das Sonnenlicht weißgolden auf dem feuchten Asphalt. Lucien pendelte mit den Beinen. Pierre stützte das Kinn in die Hände. Ein Polizeiwagen fuhr vorbei, gefolgt von zwei Krankenwagen und einem Feuerwehrauto. Am nächsten Tag würde die Bouzonviller Lokalpresse endlich einmal über etwas Interessantes berichten können.